

Fiesole

Autor(en): **Saner, Alb.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Kunst = Art suisse = Arte svizzera = Swiss art**

Band (Jahr): - **(1955)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-626061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Seeghers nämlich, im Bredius-Haus. Du warst im Haag, kennst du sie? — also nicht! Tröste dich, auch mein holländischer Gastgeber, ein gebildeter und kunstsinniger Mann, kannte sie nicht, obwohl er jede Woche dienstlich ein- bis zweimal mit dem Auto von Amsterdam nach dem Haag fährt. Das Haus und seine Sammlungen sind das Verdienst des holländischen Kunsthistorikers Bredius. Abgesehen von den Seeghers findest du dort lauter Meisterwerke von Meistern dritten, vierten und fünften Grades, gesammelt von einem, der Augen hatte, zu sehen; daneben Delfter Geschirr in den erlesensten Formen, alte Vitrinen, Möbel und so vieles mehr. Das alles hat er nach seinem Tode der Stadt vermacht. . .

Servatius:

Da haben wir's ja! Sammelt einer sein Leben lang die größten Kostbarkeiten der Kunst und des Kunstgewerbes, schenkt alle seine Schätze der Öffentlichkeit, und keiner weiß darum. Und ihr beide wähnt, wir, gerade wir würden solche Schätze finden und uns daran bilden? — Nein, nein, wir haben in unserm Jahrhundert auch ganz andere Aufgaben als versunkene Schätze zu heben. Suchet den Menschen, den findet ihr überall, lernt seine Not verstehen, seine Kämpfe um Brot und Haus, so wie's eine Käthe Kollwitz, ein Georges Grosz, ein Heinrich Zille getan haben. Die fanden ihre Motive in sich und vor der Nase! Der Künstler soll sich mit seiner Zeit und ihren Nöten auseinandersetzen, die bildende Kunst muß engagiert sein!

Wunibald:

Mag sein, daß du ein wenig recht hast; aber: wie sollen wir diese Aufgabe richtig erfüllen, wenn wir nicht mehr sehen können? Das wäre der eine Einwand. Und mein größerer: glaubst du, daß wir den Menschen, der Zeit, wie du sagst, helfen können, durch die Darstellung der Nöte, die wir selbst ja auch mitfühlen? Ich glaube das nimmermehr. Nein, schenken wir den Mitmenschen etwas Freude, geben wir ihm ein bißchen Glücksgefühl, ein wenig Licht und Hoffnung — und wäre es nur in der Scheinwelt unseres holden Spieles.

Chrysostomus:

Ein Spiel ist es gewiß, was wir treiben, und aus Freude soll es erblühen, da es nur so wiederum Freude wecken kann. Aber es ist keine Scheinwelt, mein lieber Wunibald. Du sprachst vorhin von den Wundern der Schöpfung. Erkenne sie als Gottes Ebenbild und versuche, demütig und getreulich eine analogia entis im Werk zu gestalten — als Dank für die Freude und dein Leben, das der Nachbildung fähig ist. Merk auf: durch die Schulung des Sehens wirst du in der Welt die Schöpfung erkennen lernen, wirst den Kosmos spüren, fühlen, daß darin alles auf alles bezogen ist — wie im echten Kunstwerk. — Schau, da fand ich jüngst am Greifensee einen Furchenstein, ein unscheinbar Gebilde, und doch ist darin das Wunder greifbar, tastbar — einfach da. Es ist ein gewöhnlicher Stein wie der See deren Tausende birgt, nur hat dieser eigenartige Furchen, als wären sie von Menschenhand da hinein geritzt oder geformt worden; dabei soll es die Arbeit von Kleintieren sein, die sie vor Jahrtausenden geleistet haben. Warum ich dir davon berichte? Wer von uns versteht diese Schrift zu lesen, die Runen zu enträtseln? Und solcher Runen und

Schriftzeichen ist die Schöpfung voll. Durch Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende haben abertausend Menschen sich hinter die Lösung dieses Geheimnisses gemacht, Priester, Wissenschaftler, Weise und immer wieder Künstler. Gehen wir ihren Versuchen der Enträtselung nach, schauen wir demütig und einfältig, wem ein Augenblick des Schauens geschenkt ward, reisen wir Künstler hin zu den Offenbarungen, auf daß auch wir vielleicht mit der Schau begnadet werden. — So kommt die Welt zu uns, wir werden reicher, reicher im Geist und in der Seele. Aus unserm Reichtum heraus lernen wir auch wieder, unsere nähere Umwelt mit neuen Augen zu sehen, fühlen und erfahren, daß die Welt eine Schöpfung, ein Kosmos ist. Und aus solch doppeltem Reichtum heraus können wir uns verschenken an unser Werk, es ganz welt-erfüllt machen, einen Abglanz der Welt des Schöpfers erhaschen, Licht von seinem Licht. — Dann aber wird das welthaltige Werk auch zum Mitmenschen sprechen, der ja ein Teil dieser Welt ist, und damit wird es seinen letzten und tiefsten Sinn erfüllen: Brücke zum Menschen zu werden, die Menschen also brüderlich zu einen zur Gemeinde und diese aufblicken zu lassen zu dem, der uns dazu geschaffen, daß wir ihn in seiner Welt und ihren Geschöpfen allen lieben; wir im besonderen, indem wir demütig und dankbar, ehrfürchtig nachbilden, was er vorgebildet hat. So gesehen, bekommt das Reisen des Künstlers einen tiefen Sinn gemäß jenem Wort des Dichters Novalis: «Wo hin gehen wir? — Immer nach Hause.»

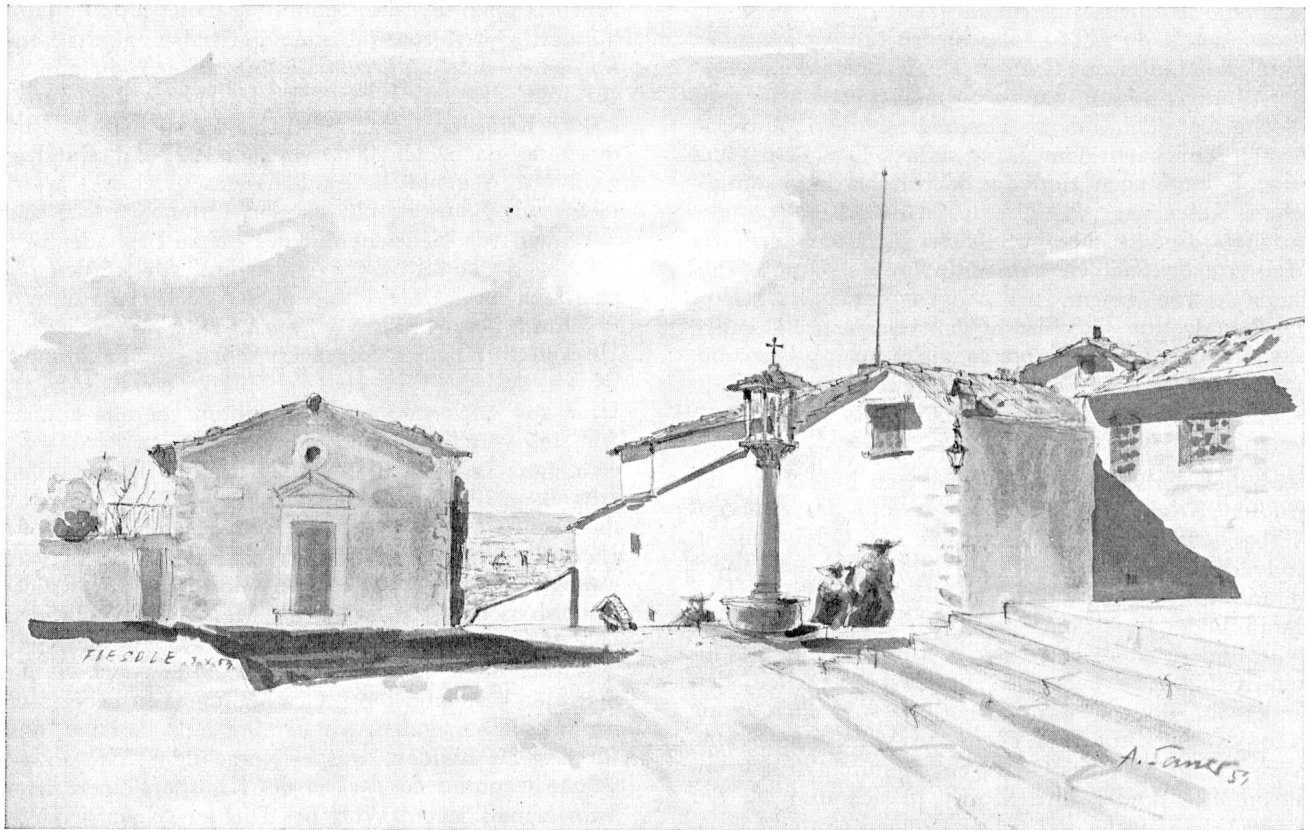
Heinz Helmerking

FIESOLE

Vom Schlendern und Schauen müde, und satt vom Aufnehmen so vieler Eindrücke prunkhafter Kunst, nahm ich mir vor, am folgenden Morgen den stillen Ort aufzusuchen, der mir von meinem ersten, kurzen Aufenthalt in Florenz her bekannt ist, Fiesole, San Francesco di Fiesole.

Die Stimmung jenes Herbstmorgens ist mir so gegenwärtig als würde ich eben jetzt den steilen Weg zum Klösterlein hinansteigen, vor dem ein kleines, von Gebäulichkeiten und Gärten begrenztes, anmutiges Höfchen liegt.

Vom Lärm in die Stille — aus dem Getriebe in die Ruhe tritt man, und Wissen weicht dem Empfinden, sobald einem dieses liebliche, bescheidene Geviert umgibt. Derbes Gestein und Ziegelwerk zumeist sind die Baustoffe — nicht Marmor, und aus geschmiedetem Eisen — nicht aus Bronze noch Gold ist einiger Schmuck geschaffen. Povero ma grazioso. Doch die Sonne vergoldet diese Armut, und die erdfarbenen Mauern nehmen das Licht auf und strahlen es samt einer wohltuenden Wärme wieder zurück. Hier will ich verweilen und solch beglückende Umgebung in einer Zeichnung festhalten. Ich spüre gleich, daß die anspruchslosen Bauformen viel einfacher aussehen als sie wiederzugeben sind. Das Einfache will ja stets mit Hingabe geschaut sein — da gibt es keine bestechenden Schwünge und gefälligen Schnörkel. Selbst das reiche Kapitäl der Säule, auf welcher das Kreuz in bildstockähnlicher Weise überdacht ist, fügt sich so verhalten ins Ganze, daß der Schmuck mehr einer



Ehrung des Sinnbildes als dem Hang nach Verzierung gleichkommt.

Nachdem ich das Blatt beendet habe, will ich noch die Perspektive der Loggia in den Block skizzieren, weil ich sie später für eine Zeichnung zu verwenden gedenke.

Auf einem der Mauersimse liegt ein Mann; er ächzt und stöhnt, im Halbschlaf wie mir scheint, und dreht sich unruhig von einer Seite auf die andere wechselnd. «Mangia bene! Mangia bene!» höre ich wünschen und erkenne die Stimme; es ist die des Pförtners, der Besucher verabschiedet. Der Mittag dürfte demnach nicht mehr fern sein, überlege ich, während mir das Gefüge der Dachsparren zu tun gibt. Der Schläfrige erhebt sich brummend und murrend — geht an mir vorbei ohne das geringste Anzeichen, ob er mich sehe — was mir eben recht ist, denn ich erwarte, daß er betteln wird. Da kommt vom Garten her ein Weiblein getrippelt — straks auf mich zu — aber ich mißachte bewußt sein Nahen. Obwohl ich am Zeichnen bin, spricht sie mich an und bittet um ein Almosen. Etwas unwillig sehe ich fragend um als ob ich die Bitte nicht verstanden hätte. «Non ha capito?» — und gleichzeitig streckt sie mir nachhelfend die hohle Hand hin. Ich gebe ihr das Rückgeld von der Fahrtaxe, das ich noch lose in der Tasche trage — wenig genug —, aber es löst mich in Kürze von dem dreisten Persönchen, und ich kann mich wieder der Arbeit zuwenden.

Ab und zu vernehme ich hinter meinem Rücken ein langgezogenes Schlürfen, darauf jedesmal ein ebenso langes, Labung und Erquickung ausdrückendes «Ah-h-h», das nicht nur aus einer rauhen Kehle, sogar aus der Tiefe eines Magens zu kommen schien. Der Mann von vorhin ist der Urheber der Geräusche.

Malerisch stemmt er sich gegen eine Fensterbank, die ihm als Tisch für die Klostersuppe dient, welche er, da sie noch heiß ist, mit solch gedämmter Begierde schlürft. Nun begreife ich sein Ächzen und Stöhnen, da er noch auf der Mauer lag. Ein brandschwarzer Hunger, wie man so zu sagen pflegt, mußte ihn gequält haben, und er sehnte sich wohl ungeduldig nach der Spende. Da kommt ja auch «mein Weiblein» mit einem Teller Suppe daher. Behutsam setzt es Fuß vor Fuß und stellt das Gefäß zitternd auf ein niedriges Mauersims. Ich biete ihm den Feldstuhl an, den es mit sichtbarer Freude annimmt. Ich skizziere wieder —

«Abbia pazienza! Abbia pazienza!» rügt der Pförtner, «Lei ha mangiato la minestra — io non ho mangiato la minestra!» In seiner Stimme aber liegt so viel Wohlklang, soviel Melodie für mein Ohr, daß ich nicht den leisesten Ton eines Vorwurfs höre, nur eine gelinde Ermahnung zur Tugend.

Des Hungernden Sinn aber ist taub für Musik — ein zweiter Teller Suppe wäre dem Mann willkommener gewesen — er geht verzichtend von dannen. Das Weiblein ist mit der Mahlzeit auch zu Ende; es trägt den Teller ins Haus und bringt mir den Sessel zurück — ein freundliches Lächeln um den Mund, dankt es: «Grazia, Signore!» Dann trippelt es wieder dem Gartentor zu.

Mittägliche Ruhe ist um mich, die Skizze ist bald fertig. In der Kühle der Loggia habe ich gar nicht bemerkt, daß der Himmel sich zu überziehen begann — schon werden Licht und Schatten flau, die Farbe des Gemäuers stumpf und matt. Ich will den lieblichen Ort verlassen! Es fällt mir leicht — denn zu dir, San Francesco, gehört das Licht. *Alb. Saner*